In freier Stunde

Kameradschaft mit Gisela

Roman von Manfred Scholz

(Schluß) (Nachdruck verboten)

Sie sagt, und die Worte fallen schwer von ihren Lippen: „Es war kein Irrtum, Walter, wenigstens nicht von meiner Seite — vielleicht habe ich dich gerade darum geliebt, weil du anders warst als Aufleitner oder Helmut ... Ich habe manches Opfer für dich gebracht, ich habe viele Zwistigkeiten zwischen Mutter und mir deswegen ausgetragen, ich — ach, lassen wir das.“ Sie wirft den Kopf hoch, ihre Augen funkeln. „Glaubst du, ich habe damals Helmut umsonst den Auftrag gegeben, die Münzen beiseite zu schaffen, um den Bruder dieser Gisela zu verdächtigen? Ich weiß heute, es war Wahnsinn, was ich getan habe. Aber es läßt sich doch nicht mehr aus der Welt schaffen. Ich war so verzweifelt, daß ich gar nicht recht wußte, was ich eigentlich tat.“

Walter hat sich vorgenommen, den Münzendiebstahl in dieser letzten Auseinandersetzung gar nicht mehr zu erwähnen. Nun fordert ihn Irene zu einer Stellungnahme geradezu heraus. „Es war unrecht von dir, Irene, die Einwilligung zu einer so gemeinen Tat zu geben — — ich habe dadurch deinen wahren Charakter kennengelernt.“

„Charakter ... Eine liebende Frau ist zu allem fähig, sie schreckt vor nichts zurück, wenn es sich darum handelt, einen geliebten Menschen zurückzugewinnen.“

„Das ist vielleicht eine Entschuldigung, aber keine Rechtfertigung. Wir wollen darüber nicht diskutieren, Irene ... Du hättest aber bedenken müssen, wie weh du dem Vater tatest, als du die Münzen, die sein ein und alles waren, aus dem Schrank entfernen ließest. Nein, so sehr ich auch gerade über diesen Fall nachgedacht habe, ich finde nichts, was dich entlasten könnte.“

„Mir ist das gleichgültig. Ich brauche weder deine „Entlastung“ noch dein „Bedauern“ ... Hast du mir noch etwas zu sagen?“

Walter ist einigermaßen verlegen. Er hat geglaubt, Irene würde eine „große Szene“ spielen, wenn er ihr mitteilt, daß es am besten wäre, wenn sie sich trennten. Nun bleibt sie kalt und ruhig, ja, ihr Verhalten erweckt sogar den Anschein, als ob sie auf alles vorbereitet wäre ...

„Ich möchte, daß du mir mein Wort zurückgibst, Irene. Nach dem Vorgefallenen wirst du selbst zugeben müssen, daß es so das beste ist.“

Eine Weile schweigt sie und beschattet mit der Hand die Augen. „Es ist gut!“ sagt sie und denkt: Diesen Kampf habe ich endgültig verloren, es ist zwecklos, Walter umzustimmen ...

„Warum bist du noch hier?“ fragt sie plötzlich, und ihr Gesicht scheint seltsam verhärtet. „Haben wir uns noch etwas zu sagen?“

„Wir wollen in Freundschaft auseinandergehen, Irene!“ Er gibt ihr die Hand, verneigt sich und geht ... immer mehr entfernt er sich, der Kies knirscht unter seinen Schritten, er verschwindet im dichten Buschwerk eines Parkweges, die Pforte fällt hinter ihm ins Schloß ...

*

Da ist die Filiale von Wellenstaedt und Söhne in der Dorotheenstraße. Walter geht ein paar Minuten auf und ab, in der Hoffnung, Gisela zu sehen. Dann hält er es einfach nicht mehr aus, betritt den Laden.

Ein fremdes Mädel kommt auf ihn zu. „Der Herr wünscht?“

Walter macht ein ziemlich hilfloses Gesicht, wie damals, als ihm die Mädel einfach den Rock vom Körper gezogen hatten. „Verzeihung, ich möchte Fräulein Hertwich sprechen.“

„Fräulein Hertwich? Kenne ich nicht —“ sagt sie, dann scheint sie sich zu besinnen und bittet den Herrn, einen Augenblick zu warten. Sie verschwindet im Lager.

Walter sieht sich um. Im Hintergrund der Ladenstube entdeckt er jetzt zwei weitere Mädel ... Monika und noch eine neue. Was ist das? Sollte Gisela tatsächlich ...?

Endlich kommt Lotte Viehweg. Sie ist erstaunt, Walter Grabenhorst, den Mann mit der Eistorte, hier zu treffen.

„Gisela ist nicht mehr hier beschäftigt?“ fragt er hastig. „Warum denn nicht um alles in der Welt?“

„Weil sie es nicht mehr ertragen konnte!“ antwortet Lotte Viehweg. „Ihretwegen ist sie fort, jawohl. Sie haben ja mit dem armen Mädel schön was angestellt. Rein verdreht haben Sie sie gemacht — ach, überhaupt die Männer. Zwei Neue haben wir gleich nehmen müssen. Erika hat sich doch mit ihrem „Soldaten“ verheiratet ... na, und auf Monika ist auch kein großer Verlaß mehr, weil sie so 'n Pech mit ihrem „feinen“ Freund gehabt hat — — der „sitzt“ doch ...“

„Wo steckt denn Gisela, zum Donnerwetter?“

Lotte setzt eine geheimnisvolle Miene auf. „Ich weiß nicht mal, ob ich Ihnen das überhaupt sagen darf, Herr Grabenhorst ... Gisela ist ja darum fort, um Sie nicht mehr sehen zu müssen. Allerdings, wenn Sie ernste Absichten haben, dann ...“

„Was dann?“ Walter kann ein Lachen nicht unterdrücken.

„. . . könnte ich vielleicht meinen Schwur brechen!" Und da er feierlich eine Hand erhebt, beteuert, daß er es immer ehrlich mit Gisela Hertwich gemeint habe, sagt sie: „In Manstedt ist unsere Kleine, im Kaufhaus Kamitz. Sind Sie nun zufrieden?"

*

Wieder ein Sonntag. Die Kastanienbäume, die alleeförmig die Bahnhofstraße in Manstedt begleiten, werfen ihre reifen Früchte ab. Das geschieht nicht immer auf natürliche Art. Jungen und Mädel sind damit beschäftigt, mit Steinen und Schleudern das Laubgehege der Bäume zu plündern.

Gisela schaut von dem Fenster aus diesem Treiben eine ganze Weile zu, dann geht sie zurück ins Zimmer. So eine leere Wohnung macht einen recht trostlosen Eindruck. Die Tapete hängt in Fetzen von den Wänden, der Fußboden ist abgeschabt und grau, die ehemals weiße Decke zeigt dunkle Flecke.

Hier muß alles neu gemacht werden, denkt Gisela, eine teure Geschichte. Der Hauswirt will dafür nicht aufkommen. Na, ich werde es schon schaffen, in ein paar Tagen gibt es das erste Geld . . .

Heinz ist nun schon wieder zwei Wochen fort, er hat eine Karte geschrieben, daß er gut in Mühlheim angekommen sei. Der gute Junge. Es tut Gisela wirklich leid, daß sie ihm damals, vor der „Linde", keinen besseren Bescheid geben konnte. Und Elfriede hatte sie beide, Gisela und Heinz, schön geuzt, als sie in den Saal zurückgekommen waren. Aber nachher war sie mit dem Schmiedegesellen Gustav selbst hinausgegangen, angeblich, um sich von dem Tanzen ein wenig zu erholen — sehr, sehr lange hatte diese „Erholungspause" gedauert . . .

Gisela muß lächeln, wenn sie an diesen Sonntag zurückdenkt. Und was für ein wütendes Gesicht Herr Lenz am Montag gemacht hat . . .

Klirr! geht es plötzlich.

Gisela zuckt zusammen. Da hat doch tatsächlich so ein Lausebengel mit seiner Schleuder die Fensterscheibe eingeworfen. Sie schaut auf die Straße — — aber es sind keine Kinder mehr zu sehen. Die haben sich längst aus dem Staube gemacht.

Na, auch egal, denkt Gisela, in dieser Woche muß soviel repariert werden, da kommt es auf eine zerbrochene Scheibe auch nicht mehr an.

Die Glocke der Marienkirche ruft zur Andacht. Die Bahnhofstraße ist jetzt recht belebt. Feierlich gekleidete Menschen kommen vorüber, Männer in Bratenröcken und alte Frauen in schwarzen Mantillen, in kleinen Städtchen gibt es so etwas noch.

Aber dann ist es bald wieder still. Fern pfeift die Kleinbahnlokomotive, eine Rauchsäule wirbelt hinter dem Bahnhofsgebäude auf, der Elf-Uhr-Zug von Wittenberge trifft ein.

Eine Frau trägt schwer an ihrem Reisekoffer, und ein junger Bursche, die Hände nachlässig in die Taschen gewühlt, geht schlacksig daneben, macht nicht die geringsten Anstalten, der Frau den Koffer abzunehmen. Gisela muß an sich halten, um den Burschen nicht zurechtzuweisen. Aber das erübrigt sich. Ein Herr im grünen Lodenanzug, vermutlich ein Ferienreisender, zieht den Hut und sagt zu der Frau — Gisela kann jedes Wort genau verstehen —: „Gestatten Sie, daß ich Ihren Koffer ein Stück trage?" — „Sehr freundlich, mein Herr!" — „Können Sie mir sagen, wo hier das Kaufhaus von Kamitz . . ."

„Walter!" Gisela hat das laut hinausgeschrien. Nein, nein, das ist doch gar nicht so schnell zu begreifen, das ist . . . doch . . .

„Walter!" ruft sie noch einmal. Sie möchte gern zurücklaufen in das Zimmer, aber es ist ihr unmöglich, sich vom Fleck zu bewegen. Sie starrt wie gebannt auf die Straße.

Die Frau schüttelt den Kopf, weil sie nicht versteht, was hier vor sich geht, und der junge Bursche, angefeuert durch das gegebene Vorbild, nimmt den Koffer. Beide gehen weiter.

Walter aber schwingt den Hut und lacht aus vollem Halse . . . so hat Gisela ihn noch nie lachen hören —!

„Guten Morgen, Gisela!" ruft er, als ob zwischen ihnen nicht das geringste vorgefallen wäre, „also hier wohnst du? Darf ich heraufkommen?"

Er wartet natürlich keine Antwort ab, läuft die quietschende Stiege empor und wundert sich, in eine völlig kahle Wohnung zu kommen. Ausgeschlossen, hier kann doch Gisela nicht wohnen, kein Stuhl, kein Tisch, kein Bett . . .

„Zum ersten Oktober ziehen wir hier ein!" sagt Gisela entschuldigend, eigentlich sagt sie das nur, um ihre Stimme zu prüfen. Ihre Stimme zittert. Ein Schluchzen schüttelt ihren Körper. Auf dem Boden liegen die Glasscherben — — „Scherben bringen Glück!" denkt sie, mehr nicht, dann liegt sie in seinen Armen.

„Ach, Gisela, ich bin ja so glücklich, daß ich wieder bei dir bin!" sagt er — nein, stammelt er — und immer wieder neigen sich beider Lippen zum Kuß. Sie fragen nichts, weil das, was hinter ihnen liegt, im Augenblick so klein und nebensächlich ist, es versinkt alles vor der erhabenen Größe ihrer Liebe.

Eine lange Zeit mag vergangen sein. Die Sonne, die eben noch hinter der Laubkrone eines Kastanienbaumes flimmerte, scheint nun voll und prall in das leere, unfreundliche Zimmer und wundert sich über die beiden komischen Menschen, die zusammengedrängt stehen und gar nicht voneinander lassen können.

Endlich wird Walter „vernünftig". Er gibt Gisela frei und sagt: „Komm, wir wollen uns setzen!"

Da besinnt er sich, daß es in dieser merkwürdigen Wohnung gar keine Sitzgelegenheit gibt, und er hebt Gisela kurzentschlossen auf die Fensterbank. Dann steht er vor ihr und erzählt, was sich in Berlin seit Giselas Abreise alles zugetragen hat. Er bringt das hastig und laut vor, wie ein Junge, der von einem großen Abenteuer berichtet, und die leeren Wände geben schallend ein Echo zurück.

„Ich habe hinter mir alle Brücken abgebrochen, Gisela!" endet er, „und du ahnst gar nicht, wie gut mir das bekommen ist — ich fühle mich frei und jung wie noch nie in meinem Leben. Du siehst zwar einen Menschen ohne Existenz, ohne Stellung vor dir — aber auch einen Menschen, der wieder zu sich selbst gefunden hat, zu seinem ureigenen Ich."

Gisela ist ein wenig nachdenklich geworden. Mit lehrhaft erhobenem Zeigefinger sagt sie: „Das ist schön und gut, Walter, aber meinst du nicht auch, daß einmal die Reue über dich kommen könnte? Du hast viel aufgegeben — unerhört viel . . . Und was bin ich denn? Ein armes Mädchen, das dir nicht mehr bieten kann, als . . . diese leere Wohnung hier."

Da lacht er noch schallender, als er vorhin auf der Straße gelacht hat. „Mädel — du — das große Los habe ich mit dir gezogen, damals schon, als uns das Schicksal auf so originelle Art zusammengeführt hat! — Jetzt wird ein ganz neues Leben begonnen. Ich habe Kraft und Selbstvertrauen genug, noch einmal ganz von vorn anzufangen!"

Das größere Glück

Eine Geschichte von Rudolf Witzany.

Jeden Tag, wenn die Sonne sich schräg auf die weißen Buschen der blühenden Apfel- und Birnbäume lehnte und die kleinen Vorgärten am Rande der Stadt in ein ganz lichtes, freundliches Wunder wandelte, begegnete ich dem jungen Weib in Schwarz. Es mußte eine junge Frau sein, ihr ernstes, in sich gekehrtes Antlitz war reif und mütterlich und seltsam klar. Ihr Antlitz war vor dem dunklen Schleier umdämmert. Die schmalen Hände lagen in festem zärtlichen Griff auf dem Kinderwagen, den sie vor sich herschob. Anfangs war sie mir nicht aufgefallen — man begegnet vielen Menschen am Tage — aber später mußte ich sinnen, wenn ich sie dunkel und ernst und doch ohne jede Düsterheit durch den blühfrohen Sonnentag schreiten sah.

Später erfuhr ich dann ihre Geschichte. Und die ist so alltäglich und doch so wundersam, daß ich sie aufschreiben will.

Die junge Frau in Schwarz ist noch vor ein paar Wochen ein glückliches junges Weib gewesen, dem das Lachen alleweil näherstand als der Ernst. Ihre Augen griffen lichthungrig in die Welt, und weil sie dankbar war, so trug sie ihr Leben gleich einer heimlichen Krone. Ihr Mann stand in einer Fabrik, wo er täglich seine rechtschaffene Arbeit tat. Arbeit, die er lange entwöhnt gewesen und die nun lebendig als eine Kostbarkeit unter seinen starken Händen wuchs. Wenn er abends heimkam, war die Stube voller Glück, und die beiden jungen Menschen, denen es erst ein kleines Jährlein vergönnt war, über ihr vereinigtes Schicksal die Hände zu breiten, wogen erschüttert den Wert ihres stillen Lebens und sagten einander immer wieder in scheuem Bekenntnis von ihrem Glück. Ein Glück, das eines am andern fände.

Und dann war auf einmal das Neue da, das ihr Stubenglück aus dem Winkel ins funkelnde Licht eines neuen Tages rückte: Sie würden ein Kind haben. Ein wenig atemlos und bang und scheu besahen sie nun ihr verändertes Leben, ein wenig ratlos auch, wie dies sein würde, wenn auf einmal ein neues Wesen, ein neuer Mensch bei ihnen sein würde, der nun jede Stunde mit ihnen teilen mußte

Und dann geschah das Unfaßbare. Brach in die Welt der beiden Menschen und riß den Himmel ein: Der Mann war ein geschickter Arbeiter, der in seinem Bereich Bescheid wußte, dem nicht leicht etwas fehl geriet und der jeden Hebel und jede Schraube an seiner Maschine kannte. Wie es geschehen konnte, war nachher allen ein Rätsel: Er geriet in die Maschine.

Er war tot.

Die Maschine fraß ihn, weil er augenblicklich vergessen hatte, daß er ihr wachsamer Herr bleiben müsse. Vielleicht hatte er den Augenblick verträumt. Hatte mit heimlichen Strichen fein säuberlich das Bild des künftigen Glückes gemalt und dabei der Tagespflicht vergessen. Wer weiß, wie es geschehen sein mochte. Konnte nachher keiner sagen, auch wenn sich der Vormeister wichtig machte und allerlei Zeug daherredete, so als ob er das schon erwartet hätte, als ob der junge Arbeiter in letzter Zeit oft schwermütig und versonnen bei der Arbeit gewesen sei. Was wußte der Alte von dem heimlichen Glück des Jungen, das sich nur verstohlen zwischen das Sausen und Stampfen wagte, und aufblühte, wenn ein breiter Sonnenstrahl durch das hohe Fenster der Maschinenhalle fiel, daß man die Stäubchen tanzen sehen konnte.

Der junge Arbeiter war tot. Als sie ihn heimbrachten, flogen den Männern, die ihn emportrugen, die Finger an der Bahre. Sie hatten Angst. Richtige Angst vor der jungen Frau.

Und dann war alles viel einfacher, viel schlichter. Die Männer konnten gehen, sie brachten kaum ihren sorgsam erwogenen Trost an und liefen davon, damit sie das versteinte Antlitz des jungen Weibes nimmer sehen brauchten.

Und dann waren die beiden jungen Menschen miteinander allein. Das lebende Weib und der tote Mann. Eine lange Weile starrte das Weib in das Gesicht des Mannes, der zu Mittag von daheim weggegangen war, wie er es immer getan hatte: lächelnd und mit rückgewandtem Gesicht.

Und das junge Weib strich über die Stirn und nahm Abschied, ohne daß ihr die Augen naß wurden. Sie schrie auch nicht. Sie trat ganz langsam zum Herd und tastete nach dem Gashahn. Ganz ruhig und überlegt und kalt.

Und da geschah das Wunder. In ihr regte sich etwas. Unsagbar fühlte sie unter ihrem Herzen das neue Leben.

Da sank dem Weib der gestreckte Arm, und die Erstarrung fiel von ihr ab. Und sie konnte weinen und schrie auf in Verzweiflung und durchlitt die Stunde in ihrem tiefsten Leid. Aber sie wußte schon dumpf: sie würde leben. Sie mußte leben!

Derweil man den Mann begrub, lag sie in den Wehen. Ihre Mutter stand dabei. War eine alte Frau mit einem fernen Blick und einem wissenden Mund. Aber auch ihr dünkte es geheimnisvoll und wunderbar, daß just zur gleichen Stunde, da draußen die Erdklumpen auf den Sarg rumpelten, hier in der Stube das winzige Menschlein mit einem quäkenden Schrei das schmerzhafte Leben grüßte.

Die junge Frau legte das Kind an die Brust und schloß die Augen und dachte an den Mann, den sie der Erde lassen mußte. Und auf einmal strömte ein fremdes Glücksgefühl durch ihre Seele, daß sie erst davor erschreckte, wie vor einer Sünde, als hätte sie ihre Trauer um den Liebsten verraten: Das kleine, atmende, schmatzende Etwas an ihrer Brust war das Kind des Toten. Und sie hob das Kind empor und forschte ernst in den noch ausdruckslosen Zügen. Ohne daß sie es hätte sagen können, wußte sie auf einmal, daß es keinen Tod gibt. Nur ein Leben. Und der Liebste war da. Er lebte weiter.

Da saß das junge Weib aufrecht und hatte fernsinnige Augen, die über das kleine Bündel Leben an der Brust hinwegschauten. Der Liebste war gegenwärtig. Das Leben war groß.

Nun sehe ich sie jeden Tag mit dem Kinde. Sie schaut in die Ferne, auf die Menschen achtet sie nicht. Aber manchmal lächelt sie ein klein wenig. Es ist ein scheues und unendlich zartes Lächeln das unter dem dunklen Schleier wie eine fremde Blume blüht. Da schaut sie in das Wäglein nach dem Kind, das mit strampelnden Fäustlein den Sonnentag an sich reißt. Und die Apfel- und Birnblüten, unter denen das junge Weib hinschreitet, neigen sich und streuen die weißen Blätter vor sie hin: Sieh! So groß ist das Leben!

Kunibert war genial

Von Alexander Wirtz.

Er wurde das, was man einen Einsiedler nennt. Zwar nicht einer, der es zu den Notwendigkeiten des Lebens zählt, sich einen Strick um den Leib zu binden, nein, sein Einsiedlertum wurde ein wenig moderner. Denn seine Klause befindet sich mitten in der Stadt.

Er hatte es leid, eine Wohnung zu besitzen, in die jeder — gerufen oder nicht — mittels eines mehr oder weniger strammen Türklopfers gelangen konnte, darum mietete er zwei sonnige Räume in einem großen ehemaligen Holzlagerhaus. Sie dienten einmal Bürozwecken, lagen im ersten Stockwerk hofwärts weitab vom Getriebe der Straße, und ein Akazienbaum vor den Fenstern ließ ihn manchmal träumen, ein echter Einsiedler von altem Schrot und Korn in Waldesdickicht zu sein. Diese Träume gelangen ihm aber nur dann vollkommen, wenn seine Phantasie mit einigen zunftgemäßen Waldschnäpsen angeregt war.

Das schönste an der neuen Wohnung war, daß niemand, der etwa unangenehm werden konnte, sie ohne weiteres betrat; denn ein schweres Balkentor versperrte den Weg von der Straße zum Hof, und wer auch dahin mit List, über die jeder unangenehme Besucher verfügt, gelangte, hätte beim Anblick des riesigen verlassenen Lagerschuppens noch immer nicht gewußt, wo er anfangen solle, Kunibert zu finden. Seine Freunde konnten ihn jederzeit besuchen. Er hatte mit ihnen einen ziemlich schwierig auf den Fingern zu pfeifenden Pfiff verabredet; ertönte er, so eilte er über den langen, kahlen Holzspeicher hinab in den Hof, wo er den Freunden Einlaß verschaffte. Es war wirklich genial von ihm erdacht.

Allerdings muß seine Genialität nicht vollkommen gewesen sein, denn sonst hätte es nicht geschehen können, daß er nach einer Reihe schöner, friedlicher Wochen vollständig ohne Geld in seiner Klause hätte sitzen können. Er hatte doch tatsächlich vergessen, daß der wichtigste Mann für einen, der von seinen Zinsen leben kann, der Geldbriefträger ist. Eine Reihe von längst fälligen Summen fiel ihm ein, die schon längst in seinem Besitz sein müßten, und als er sich dieserhalb auf dem Postamt erkundigte, bekam er nach langem Irren und Wirren den für seinen Bezirk zuständigen Geldbriefträger zu Gesicht, es schien ein äußerst glaubwürdiger Mann zu sein, weil er über einen dichten, schwarzen Backenbart verfügte, wie ihn früher die Heiligen trugen. Auf Herrn Kuniberts Frage, ob in den letzten Wochen kein Geld für ihn eingelaufen sei, musterte ihn der Beamte zuerst ein wenig mitleidig, dann bejahte er und nannte Summen, die Nichtverwöhnte schwindlig machen könnte. Aber als ihn Kunibert vor Freude zitternd zum Schalter zur Auszahlung zerren wollte, fuhr er bedauernd fort, daß aber alles Geld an die Absender zurückgegangen sei, da er trotz aller Bemühungen nicht zu Herrn Kunibert gelangen hätte können. Das stimmte Herrn Kunibert sehr traurig; er versank in tiefsinniges Grübeln, als ihm plötzlich der Gedanke auftauchte — um ähnliches in Zukunft zu vermeiden —, ihn den Pfiff der Freunde zu lehren. Schon hob er den Finger zum

Mund, sog er den Atem ein, als ihn der Anblick des Prophetenbartes mutlos machte. Wie konnte ein würdiger Mann mit einem solch fürchterlichen Gestrüpp um den Mund auf den Fingern pfeifen? Das war unmöglich. Herr Kunibert verabschiedete sich gedrückt und versprach, bald Abhilfe zu schaffen.

Die bestand nun wieder in der Verwirklichung eines genialen Planes. Sie bestand aus einer Klingelanlage. Der Knopf aber war, eingedenk der unangenehmen Besucher, in einer Mauerritze ziemlich versteckt. Kuniberts Freunde, wozu nun auch der Geldbriefträger gehörte, wurden eingeweiht. Ein eigentlich noch schöneres Leben als zuerst begann, da er ja nun einen alten Freund wiedergewonnen hatte.

Leider aber hatte sein Plan wieder einen so groben Fehler, daß er aller Genialiät für die Zukunft abschwor. Er hatte nicht mit der Findigkeit der Lausbuben gerechnet. Sie entdeckten bald einen Klingelknopf, versuchten, ob er irgendeinen Zweck erfülle, und als sie das festgestellt hatten, machten sie von dem Zweck reichlich Gebrauch. Ihnen schien der Zweck nur der zu sein, Kunibert von seiner Klause den weiten Weg zum Tor hin zu locken, um ihn da aus einiger Entfernung zu verspotten.

Kunibert litt einige Tage lang unter diesem fast pausenlosen Geklingel, ebensosehr unter wunden Füßen, die durch die zahllosen vergeblichen Wege zum Tor hin begründet waren, konnte doch jederzeit einer seiner Freunde Einlaß begehrt haben. Da aber die Tage vergingen, ohne daß dieses eintraf, entschloß sich Herr Kunibert, es noch einmal mit der Genialität zu versuchen: er nahm seinen Posten straßenseits im ersten Stock des leeren Holzspeichers, hatte als Waffe gegen den Spott einen Eimer Wasser neben sich stehen, und als es klingelte — zum hundertstenmal am Tag — da goß er das Wasser Richtung Klingelknopf hinunter.

Ich brauche ja nun nicht breit zu erwähnen, daß diesmal der Geldbriefträger unten stand. Auch nicht, was der zuerst alles sagte. Ich will nur noch das Ende berichten.

Er rauchte zuerst Kuniberts Zigarren, trank seinen Schnaps als Vorbeugung gegen Erkältung, dann war er soweit, Kuniberts Leid anzuhören. Der erzählte ihm alles — vom Pfiff bis zum Klingelknopf. Und erschrak dann über das keineswegs heiligenmäßige wüste Gelächter des Beamten.

„Ei, ja!" schrie er Kunibert danach an, „warum denn einfach, wenn es kompliziert geht!" und steckte die Finger in den Mund und bewies Herrn Kunibert an den heute noch summenden Trommelfellen, daß er lauter, viel lauter auf den Fingern zu pfeifen verstand, als Kunibert und alle seine Freunde gleichzeitig.

Zigeunerstreiche

Von Georg Ebel.

Atschim hieß er, der Zigeuner, der beim Milan Krka in Grobnik diente.

Milan wollte nun seinem Freunde Marko Markovitsch in Mrzlavoda die ersten drei Pfirsiche des von ihnen jüngst gepflanzten Baumes übersenden. So schrieb er einen Brief, packte die zarten Früchte sorgfältig ein und schickte damit den Atschim auf den Weg. Nach Mrzlavoda.

Heiß brannte die Sonne. Im gleißenden Glast lag die weiße Straße da, nirgends ein Schatten, nirgends ein Baum. Atschim wurde durstig. Atschim wurde sehr durstig und süß dufteten die Pfirsiche. Weit war es noch nach Mrzlavoda.

„Nun", dachte Atschim, „wie weiß der Morko Markovitsch in Mrzlavoda, wieviel Pfirsiche ich habe! Einen eß ich —"

Heiß brannte die Sonne. Im weißen Glast schlängelte sich die Landstraße endlos dahin. Noch war von Mrzlavoda nichts zu sehen. Da aß Atschim den zweiten Pfirsich.

Endlich erreichte er sein Ziel. —

Marko Markovitsch in Mrzlavoda las den Brief, besah sich den letzten Pfirsich, den Atschim ihm überreicht hatte, runzelte die Stirn und netzte die Lippen.

„Jetzt kommts!" dachte Atschim.

„Höre," sagte Marko Markovitsch, „da schreibt mir Milan Krka aus Grobnik, mein Freund und Bruder, er sende mir durch dich drei Pfirsiche. Du bringst aber nur einen — wo sind die beiden anderen? Wo sind sie?"

Ehrlichkeit ist eine Tugend, dachte Atschim und sagte: „Ich hab sie gegessen."

„Wie konntest du das tun?" entrüstete sich Marko Markovitsch.

„So!" sagte Atschim, nahm den dritten Pfirsich und verschlang ihn beispielhaft vor den erstaunten Augen des Marko Markovitsch.

*

Auf dem Markte zu Grobnik waren die ersten Melonen aufgetürmt.

Atschim lief jedesmal, wenn er den Markt überqueren mußte, das Wasser im Munde zusammen.

Nun stand er vor dem Berge Melonen und überlegte, wie er zu einer der köstlichen Früchte kommen könne — und ohne Geld. Aber ihm fiel nichts ein. Da meinte der Bostandschi, der Verkäufer der Melonen, dem des Zigeuners Gier viel Spaß machte:

„Heda, du! Wenn du mich sofort belügst — hei! dann sollst du dir eine der Melonen aussuchen dürfen, und das umsonst!"

„Herr," meinte Atschim untertänig, „was soll ich mit zwei Melonen, gib mir eine und ich werde dir dankbar sein!"

„Ich hab dir ja nur eine angeboten —"

„Bei Gott und deiner Seele, du hast eben gesagt, zwei Melonen wolltest du mir schenken — von zweien hast du gesprochen, Herr!"

„Zwei? von einer war die Rede, wie kannst du so lügen!"

„Nun, wenn ich gelogen habe, dann nehm ich meinen Lohn!" rief Atschim vergnügt und suchte sich die schönste Melone heraus . . .

*

Auf dem Heimwege zu den Seinen fand Atschim ein Hufeisen. Er freute sich und eilte mit dem Funde zu seinem Weib:

„Hör Weib! schau Weib! das hab ich gefunden! Ein Hufeisen! Weib, noch drei dazu sind schnell geschmiedet! Vierundzwanzig Nägel, ach die sind schnell gemacht! Eisen haben wir genug, und wenn es nicht reicht — in Grobnik sind sie alle ehrlich — ich nehm das Türschloß ab! Und wenn ich das habe — das Pferd, der Gaul, das Pferdchen — ach, das ist leicht beschafft! Jetzt vor der Ernte ist bald das Nötige für den Rappen zusammengebettelt, und wenn's nicht reichen sollte, hei! wozu kann man stehlen! Dann reit ich mit meinem Rappen aus. Wie sollen sie staunen, wie der Atschim reiten und galoppieren kann! Na, und wenn das Gäulchen auf einem Aeugelchen blind ist, weiß ich doch, wie man's macht, daß man's nicht merkt!"

Atschims Weib hatte begeistert zugehört. Jetzt klatschte sie in die Hände:

„Und ich werd den Rappen aufzäunen wie sich's gehört! Ich werde ihm die Mähne flechten und mit bunten Bändern schmücken! — Dann reit ich mal zu den Verwandten und mal zur Freundschaft! — Eine Schande ist's, wie lange ich sie nimmer besucht . . .

Atschim riß Mund und Nase auf:

„Was? Du willst zu den Verwandten und zur Freundschaft reiten, he?"

„Ja!" rief das Weib, „und weißt, nicht nur durch Grobnik will ich reiten, sondern —"

„Weib!" schrie Atschim wütend, „mein Pferd! Meinen Hengst willst du so zuschanden reiten? Kaum komm ich von meinem Paraderitt heim, kaum hab ich denen hier gezeigt, was ich aus meinem Tier herausholen kann, — und du, du! du gönnst ihm nicht einen Augenblick Rast — wart, ich werd dir! . . ."

Und dann prügelten sie sich.

Der Spiegel und die Trunkenheit.

Wenn Gurgels ausgehen wird gezecht, daß es eine Art hat. Und wenn sie dann volltrunken heimkommen, geht der Streit los. Gurgel fiel beim Ausziehen der Taschenspiegel aus dem Rock.

„Ha! Eine Fotographie!", schrie die Frau eifersüchtig.

„Unsinn!"

„Gib her!"

Gurgel reichte ihr den Spiegel. Die Frau starrte lange hinein.

Dann rief sie erbost:

„Und mit d i e s e r alten Kuh betrügst du mich?"